

Marshall, Jonathan Paul: *Living on Cybermind. Categories, Communications, and Control.* New York: Peter Lang, 2007. 355 pp. ISBN 978-0-8204-9513-2. (New Literacies and Digital Epistemologies, 24) Price: \$ 33.95

Ethnologische Feldforschung ist langwierig und ineffizient – so lautet einer der massivsten Kritikpunkte, der uns hinsichtlich unserer Methodik vorgehalten wird. Die Monographie „Living on Cybermind“ des australischen Ethnologen Jonathan Paul Marshall basiert auf 13 Jahren teilnehmender Beobachtung bei ein und derselben sozialen Gruppierung. Und doch widerlegt gerade sein Buch den Vorwurf. Nach der Lektüre muss langwierig durch nachhaltig ersetzt, und „Ineffizienz“ komplett fallen gelassen werden.

Außerdem zeigt uns Marshall überdeutlich den Wert und die Relevanz der Ethnologie für ein Verstehen der gegenwärtigen Welt, denn bei Cybermind handelt es sich um eine Mailing-Liste, um eine soziale Aggregation menschlicher Individuen, die nahezu exklusiv Online interagieren. „Living on Cybermind“ ist ein Werk, das hilft, ein Ungleichgewicht zu korrigieren, das trotz der explodierenden Menge an akademischer Literatur zu Online-Kultur und -Gesellschaft nach wie vor existiert: Es gibt zu viele Texte, die spekulieren, wie Soziokulturelles online funktionieren könnte oder gar sollte, und zu wenige, die uns zeigen und nachvollziehen lassen, wie Menschen die Infrastruktur des Internets tatsächlich sozial und kulturell nutzen und sich aneignen.

Die großen Paradigmen, etwa des Evolutionismus oder Diffusionismus, wurden wesentlich durch eine immer schneller wachsende, und schließlich erdrückende Fülle von Ethnografien zunächst unterminiert und dann zu Fall gebracht. Die Zeit der übermächtigen Leitmodelle in der Ethnologie ist längst vorüber, zugegeben, aber gerade in Bezug auf Online-Phänomene werden im öffentlichen und akademischen Diskurs populäre Annahmen immer wieder reproduziert. Etwa: „On the Internet nobody knows you're a dog,“ was bedeuten soll, dass „im Internet“ Masken und Identitäten beliebig konstruiert und nicht überprüft werden können. Deshalb könne „dort“ Authentizität und soziale Nähe nicht existieren. Marshall widerlegt diese und weitere Annahmen eindrucksvoll mittels empirischer ethnografischer Befunde.

Aber sein Buch erschöpft sich beileibe nicht im Deskriptiven, ganz im Gegenteil. Im Einleitungskapitel wird angemessen knapp eine Vorstellung von Cybermind vermittelt. Wir erfahren, dass die Liste bereits 1994 gegründet wurde, also bevor die Infrastruktur des Internets flächendeckende Bedeutung erlangt, und den Großteil der Bevölkerungen der „‘Western English Speaking’ (WES) societies“ erreicht hat, auf die Marshall sich dezidiert bezieht. Die Liste existiert bis heute, was, gerade in den immer wieder propagierten „Zeiten des beschleunigten Wandels,“ besonders diejenigen, welche wenig oder gar nicht Online sozialisiert sind, verwundern mag. „Living on Cybermind“ ist bestens dazu geeignet, diese Verwunderung in Verstehen zu konvertieren.

Marshall's Feldforschung, deren Gestalt, Vorgehensweise und Methodik ebenfalls in der Einleitung umrissen

wird, begann bereits fünf Monate nach Gründung der Liste. Online-Gruppierungen aus dieser Zeit, allen voran die persistenten, stellen nicht nur eine technologische, sondern auch eine soziokulturelle Avantgarde der Jetztzeit dar. Die dort entstandenen Modalitäten der Online-Kommunikation, -Interaktion und -Vergesellschaftung sind Vorläufer und Grundlage für heute omnipräsente Massenphänomene wie Weblogs, Facebook, Twitter, Second Life oder World of Warcraft. Marshall hat diese Entwicklungen von ihrer Frühzeit an teilnehmend beobachtend begleitet, war Mitglied der Avantgarde, hat nicht nur deren Wandel, sondern auch den der Internetnutzung hautnah mitpraktiziert. Sein konkretes Beispiel Cybermind erscheint um so relevanter aufgrund des initialen Kerninteresses, an welchem die Gruppe ursprünglich kondensierte: „the philosophical and psychological implications of subjectivity in cyberspace.“

Diese Verzahnungen sind gleichermaßen Fluch und Segen, denn Gegenstand von Marshall's Untersuchung sind nicht nur Sozialstruktur und -dynamik der Gruppe, sondern auch genau dieselben Themen, welche die Mitglieder selbst diskutieren und verhandeln. Zumindest für mich ist manchmal nicht mehr klar zu unterscheiden, was nun Ansicht und Interpretation des Verfassers ist, was von den Gruppenmitgliedern stammt, und ob und wie weit sich das in Teilen überhaupt noch trennen lässt. Erst im Schlusskapitel tritt der Autor klar erkennbar einen Schritt zur Seite und es wird deutlich, dass es sich bei den diskutierten, wirkmächtigen Haltungen, „Mytheme“ in Marshall's Begrifflichkeit, um kulturelles Inventar der Mitglieder von Cybermind handelt. Zu diesen identitätsstiftenden Mythen zählt beispielsweise die Auffassung, dass die globale Ausbreitung und Vernetzung digitaler Computertechnik die Macht des Unternehmenssektors zum Nachteil der „Mittelklasse-Intellektuellen“ gestärkt habe.

Bevor Marshall Ethnografie und Geschichte von Cybermind in Kapitel zwei vertieft, legt er in dem der Einleitung folgenden ersten Kapitel sein Konzept von Kommunikation dar. Er sieht in Kommunikation nicht einfach das Übertragen von Inhalten, sondern einen kontinuierlichen Prozess gegenseitiger Abstimmung zwischen Individuen und Gruppen. Diese Betonung von Prozesshaftigkeit und Dynamik zieht sich durch, und es fällt dabei auf, wie vorsichtig und sorgfältig Marshall die von ihm benutzten Konzepte definiert. So ist Kultur für ihn interpretatives Wissen darüber, wie man mit anderen Menschen und der Welt interagiert, und wie diese wahrscheinlich reagieren. Hier ist natürlich Geertz'sches Erbe zu verspüren, worauf ich noch zurückkomme.

In die Diskussion, was Gemeinschaft (*community*) im sozialwissenschaftlichen Sinne nun eigentlich ist, will er gar nicht erst einsteigen. Vielmehr geht es ihm darum, wie die Mitglieder von Cybermind selbst Gemeinschaft definieren, konstruieren und reproduzieren. Das ist kein flaes Manöver, um nicht mit Tönnies et al. belästigt zu werden, sondern vollkommen legitim, da dem ethnologischen Projekt, emische Sichtweisen zu erfassen und zu verstehen, angemessen und dienlich. So tauchen Tönnies und andere übliche „Gemeinschafts-Verdächtige“ auch

nicht auf, allerdings rekurriert Marshall explizit auf Elias und Turner.

Den besonderen Qualitäten Online, den Differenzen zu Offline-Kommunikation und -Interaktion Rechnung tragend, setzt Marshall Begriffe ein, die mehr Spielraum lassen, weniger oder gar nicht von dominanten akademischen Diskursen und Traditionslinien belastet sind. Für das eigentümliche Spannungsverhältnis zwischen Präsenz und Absenz, das sich bei der Verwendung von Online-Medien einstellt, erfindet er den Neologismus „asence.“ In gleicher Weise ersetzt er auch „interaction“ durch das neutralere und umfassendere „coaction.“ Marshall vermeidet konsequent sowohl die Fallstricke naiver Herangehensweisen an Online-Phänomene, als auch die Gefahren methodischer Begrifflichkeiten, die so oft Starrheit und klare Abgrenztheit implizieren. Marshalls Begrifflichkeit kann man das nicht unterstellen, selbst dann nicht, wenn er „prototypisch“ oder „kulturvergleichend“ in den Mund nimmt, was, zumindest bei vielen deutschsprachigen Ethnologen, bedingte Reflexe hervorruft.

So betont er auch mehrfach, dass „categories“ oftmals als „congeries“ gedacht werden müssen, um Unschärfe zu erlauben. Letztere entspricht dem empirisch festgestellten wesentlich mehr, als das häufig monolithisch und homogen vorgestellte „category.“ Mit Kategorie sind wir beim Kern von Marshalls interpretierenden und analysierenden Vorgehen angelangt. Mittels einer aspektiven Sichtweise ordnet er die Kommunikation, das Geschehen auf Cybermind in ein Modell, das mehrere Dimensionen aufweist. Auf einer Achse finden sich seine zentralen Werkzeuge „Category“, „Social Control“ und „Framing.“ Identität taucht hier nicht auf, weil sie als Prozess der Kategorisierung verstanden wird. Auf einer anderen, mit der ersten mehrfach verschränkten Achse, liegen die Perspektiven aus welchen das von den zentralen Werkzeugen Gefasste beleuchtet wird: „Embedding“, „Infrastructure“, „Boundary“, „Control System“, „Power“, „Exchange“ und „Returns.“ Den jeweiligen Verschränkungen von zentralen Werkzeugen mit den Perspektiven sind die Kapitel 3 bis 12 gewidmet.

In Kapitel 8 etwa wird die Gabenökonomie des Austausches von E-Mail behandelt, wobei Marshall natürlich auf Mauss, aber vor allem direkt auf Malinowski zurückgreift. Das Ergebnis ist ein Paradebeispiel für eine Art von Verstehen, welches ausschließlich mittels nachhaltiger ethnologischer Forschung und der Nutzung bereits existenter, genuin ethnologischer Erkenntnis erlangt werden kann. Entsprechendes gilt für andere Kapitel, wie z. B. Nummer 9, in welchem Marshall ganz in Marcus' Sinne dem Konflikt folgt.

Aber zurück zum Geertz'schen Erbe, denn bei aller Vorsicht und begrifflicher Abgrenzung steht auch „Living on Cybermind“ in einer Tradition – einer etwas okkulten Linie, die meiner Kenntnis nach innerhalb der Ethnologie selbst nicht so recht wahrgenommen wird.

Der Untertitel des Buches ergänzt Norbert Wiensers Definition von Kybernetik – „the study of control and communication in the animal and the machine“ – um Marshalls Zentralbegriff Kategorien. Tatsächlich finden

sich dann auch von der ersten Seite an klare Bekenntnisse zu einem kybernetischen Systemverständnis: „... the way systems control or disrupt themselves ...“. Vor allem in den Teilen, welche sich mit sozialer Kontrolle befassen, wird dann auch mit Konzepten wie Rückkopplung argumentiert. Aber Wiener oder andere und die Kybernetik werden nie genannt. Genauso wenig finden sich Goffman („Framing“) oder Geertz selbst im Literaturverzeichnis, obwohl der von Marshall benutzte Kulturbegriff unzweifelhaft von Geertz'scher Prägung ist.

Doch die Tradition der Verschleierung reicht noch tiefer. Der Begriff Kybernetik taucht auch in Geertzens einflussreichsten Aufsätzen, aus denen sein Kulturverständnis stets entnommen wird, nie auf, obwohl deren Argumentation ganz eindeutig kybernetisch ist. So entspricht z. B. Geertz' „Modell von und für“ dem Zwillingpaar der analytischen und synthetischen Kybernetik. Auch kann es eigentlich kein großes Geheimnis sein, dass diese Facette seines Denkens auf seinen Lehrer Talcott Parsons zurückgeht, der sich ausführlich und offen zur Beeinflussung durch die Kybernetik bekannte.

Nach dem Hype der langen 1960er Jahre ist „Kybernetik“ zu einem akademischen Unwort geworden. Vielleicht tritt der Begriff deshalb weder bei Geertz noch bei Marshall in Erscheinung – das entsprechende systemische Denken ist dennoch klar zu erkennen, und nicht lediglich implizit vorhanden.

Abschließend ist festzuhalten, dass Marshall an keiner Stelle in Jargon verfällt, aber „Living on Cybermind“ dennoch offenkundig für eine Leserschaft geschrieben ist, die sich aus der ethnologischen und soziologischen Profession rekrutiert. Das Buch ist nicht „schwer“ oder gar mühsam zu lesen. Es kommt vollkommen ohne Abbildungen und Diagramme aus, denn der Text ist luzide formuliert – aber eben auch enorm kompakt und gehaltvoll. Den größten Gewinn, so meine ich, zieht man aus der Lektüre, wenn man entweder Kenntnis von Verfahren wie „grounded theory“ nach Glaser und Strauss, oder „domain“ und „taxonomic analysis“ à la Spradley hat, oder eine tiefgehende Vertrautheit mit Online-Phänomenen besitzt.

Alexander Knorr

Mills, David: *Difficult Folk? A Political History of Social Anthropology.* New York: Berghahn Books, 2008. 221 pp. ISBN 978-1-84545-450-0. (Methodology and History in Anthropology, 19) Price: £ 35.00

Among historians of human sciences (not just historians of anthropology) there has been considerable – abstract – debate about the ideal writers of and audiences for histories of humanities. Should they be written by and for historians, concerned with placing social scientific ideas in historical contexts? Or should they be written by and for contemporary practitioners who intend to use lessons from the past to inform current inquiries? David Mills introduces his study of British anthropology from the 1930s through the 1960s with a review of this debate, but he demonstrates its irrelevance in the execution of his project. He has benefited from his drawing on anthropologists' oral tradition of their history as well as